

Wie *klingt* die *Natur?*

Über das Verhältnis von **Musik und Natur** – wie Natur klingt und Musik diese darstellt.

Von Rasmus Peters



Eine gehörnte Gestalt stellt einer jungen Frau nach. Es ist der Gott Pan, halb Mensch halb Bock, auf Hufen aufrecht gehend mit Fell an den Beinen, der die Nymphe Syrinx verfolgt. Auf der Flucht vor dem Mischwesen verwandelt sich die Nymphe in Schilf. Und weil er sie nicht finden kann, greift Pan ins Schilf, bricht unterschiedlich lange Röhrchen ab

und bläst hinein. Dabei erkennt er: je länger das Rohr, desto höher der Ton. Der Klang dieses neuen Instruments verzaubert ihn ähnlich wie seine Angebetete. Damit es nicht verloren geht, hängt er es sich um den Hals.

Der Mythos erzählt von Göttern und Menschen, von Begehren und Neugierde, von Wagnis und Verlust und von Klang und Natur. Die Natur enthält Musik, Organismen und Ökosysteme,

und sie enthält das, was wir als Umwelt wahrnehmen. Die Natur ist ein Ganzes, von dem wir als Menschen lediglich ein Teil sind. Im Ganzen der Natur ist alles enthalten. Dieses „Alles“ heißt auf griechisch „pan“. So ist in der griechischen Antike Pan der Gott der Natur und der Hirten. Seine Panflöte spielt er in dionysischem Rausch. Denn der Gott der Natur liebt die Ekstase, und er liebt die Musik.



Das Gemälde „Pan und Syrinx“ von Jan Brueghel und Peter Paul Rubens

Die Umwelt klingt mit

Der dänische Komponist Carl Nielsen vertonte die Erzählung um Pan und Syrinx, für seine Musik hat er den Stoff aus der Antike geliehen. Doch Musik ist nicht nur auf künstlerischer Ebene ein Umweltmedium, sondern auch auf physikalischer. Klang braucht ein Trägermedium, das kann Luft sein oder Wasser. Ohne die Umwelt einer Atmosphäre bliebe Musik eine bloße

Ideenkunst, die mit der Herstellung der Partitur beendet wäre. Musik ist auf die Umwelt angewiesen. Gleich ob der Hall einer feuerbeleuchteten Steinzeithöhle oder ein Konzertsaal: Die Umgebung beeinflusst den Klang. Oder anders gesagt: Die Umwelt klingt mit.

Pythagoras entdeckte, dass die Schwingungsverhältnisse musikalischer Intervalle in der Natur wiedergefunden



Foto: Sankari Levas/Finnish Museum of Photography

Jean Sibelius Anfang der 1940er-Jahre auf dem Ainola-Gelände, wo er am nahegelegenen Järvenpää-See lebte.

Die Romantiker betonten die Winzigkeit des Menschen gegenüber der Welt

werden können. Und weil die Proportionen der Klänge mit den Proportionen der Natur übereinstimmen, dachte man schnell an einen klingenden Kosmos, an Planeten, deren Abstände zueinander unterschiedliche Töne erzeugen – die Sphärenmusik. Boethius übertrug diesen Gedanken als „musica mundana“ ins europäische Mittelalter. Schon die Gregorianik enthält Tonmalerei der Art, dass die Musik mit dem gesungenen Text korrespondiert. Imitatio naturae, Naturimitation nannten sie das. Musik und Text verweisen auf denselben Naturgehalt.

Das Erleben der Natur durchdringt auch die Musik selbst. Das Meer wogt bei Debussy, Mendelssohns dritte und vierte Sinfonie mit den Beinamen „Die Schottische“ und „Die Italienische“ erzählen von Landschaften und Lebensarten. Eine der prominentesten musikalischen Naturdichtungen sind Antonio Vivaldis „Vier Jahreszeiten“. Basierend auf vermutlich selbstverfassten Sonetten führt der barocke Geigenvirtuose und Komponist mit vier je dreisätzigen Violinkonzerten durch Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Freundlich hebt der Frühling an: Vögel versammeln sich in zwitscherndem Tumult, die grüne Idylle klingt. Die Musik vermittelt die Geborgenheit einer blühenden Wiese. Eine Idealwelt, bevor ein Gewitter aufzieht, der Himmel sich verdunkelt und Blitze zucken, dargestellt in schnellen Violinläufen. Im Sommer setzt die drückende Hitze den Menschen zu und verlangsamt die Welt. Träge und in Moll beginnt Vivaldis Sommer. Fast wirkt es so, als habe Vivaldi den heute drohenden Klimakollaps musikalisch vorweggenommen.

Der dritte Satz klingt wie die Keimzelle des „Heavy Metal“: Presto, Tonrepetitionen gepaart mit virtuosen Skalenläufen, ein Gewitter tost. Durch unvermittelte Kontraste erzielt Vivaldi eine bedrohliche Naturwirkung, plötzlicher Geschwindigkeitsrausch folgt auf Melodien, weite Harmonik jäh gefangengenommen von Tonrepetition. Die Vorahnung des Gewitters dunkelt immer wieder den Sommer ein. Und in der Eiseskälte des Winters dreht ein Einzelner seine Pirouetten auf dem gefrorenen Wasser. Vivaldis Musik schildert die Eindrücke des Naturerlebens.

Sinfonische Natur

Das Verhältnis von Erleben und Ich verdichtet sich im Erhabenen, einer ästhetischen Kategorie der Aufklärung und Romantik, die dem Schönen gegenübersteht. Der Philosoph Edmund Burke charakterisiert es als einen „herrlichen Genuss am Schrecken“. Vor dem Erhabenen wird der Mensch ohnmächtig, aber nicht ausgelöscht. So erhebt sich ein Gefühl der respekt-einflößenden Überwältigung vor der Größe und Gefährlichkeit der Natur und ihrer Ereignisse. Goethe etwa beschreibt den Anblick des Mont-Blanc-Massivs mit den Worten: „Die Massen werden hier immer größer, die Natur hat hier mit sachter Hand das Ungeheure zu bereiten versucht.“ Das Erhabene beschreibt eine Idylle, die sich auch in ihr Gegenteil verkehren kann. Während die Neuzeit die Natur vor allem vermaß und zu einer manipulierbaren Oberfläche degradierte, betonten die Romantiker das Rätselhafte und die Winzigkeit des Menschen gegenüber der Welt. Exemplarisch in Szene gesetzt von den Bildern Caspar David Friedrichs oder Johann Christian Dahls, die den Menschen klein und unbedeutend in einer übergroßen Landschaft zeigen.

Und es sind gerade die Romantiker und ihre Nachfolger, die ihr Schaffen häufig der Natur widmen. Ralph Vaughn Williams etwa schrieb eine

Sinfonie der Meere (die Erste), eine Pastorale (die Dritte), eine „Sinfonia Antarctica“ (die Siebte). Brahms, Tschaikowski, Sibelius, Mahler – sie alle suchten die unberührte Natur zur Inspiration. Richard Strauss beschreibt nach einem Bergaufstieg, der ihn zur „Alpensinfonie“ angeregt haben soll, dass die „musikalischen Ideen fließen, wie die Kuh Milch gibt.“

Mit der Industrialisierung wird die Natur zum Kontrast einer mechanistischen Welt im Großstadtlärm. Natur verspricht Ruhe, Idylle, Freiheit. Freiheit der künstlerischen Entfaltung ebenso wie Freiheit von Lärm.

Von der Idylle zur Bedrohung

In unserer Gegenwart ist auch die Dimension der bedrohten Natur in der Musik angekommen. Brett Deans „Pastoral Symphony“ ist kompositorisch mit Beethovens Idylle verwandt und zitiert sie auch, überträgt sie schließlich aber ins Heutige: Ein Baum wird gefällt, die Vögel flattern aufgeregt aus der herunterkrachenden Krone. Es ist ein „Stück über den herrlichen Gesang der Vögel, seine Bedrohungen, seinen Verlust und den seelenlosen Lärm, der übrig bleibt, wenn alle verschwunden sind“, notiert Dean einleitend sein Werk.

Der chinesische Komponist Tan Dun komponierte 2012 mit „The Tears Of Nature“ ein Konzert für Perkussion, das die Jahreszeiten mit Ausnahme des Frühlings schildert. Im Sommer, dem ersten Satz, setzt der Solist mit Steinen ein, die aufeinandergeschlagen werden. Der erste Satz erzähle von der Katastrophe von Fukushima, sagt Martin Grubinger, dem das Konzert gewidmet ist, im Podcast „Saitenwechsel“. Der zweite Satz enthalte ein chinesisches Volkslied, das aus einer Region stamme, die von einem schweren Erdbeben getroffen wurde, schildert Grubinger weiter. Es ist der Herbst. Der dritte Satz, Winter, sei mit seinen eruptiven Big-Band-Klängen eine Hommage an New York, die

Wahlheimat des Komponisten, aber auch Schauplatz des 11. September 2001 und des „Hurrikan Sandy“. Das Werk erzählt über das vom Menschen beeinflusste Klima, das Umweltkatastrophen zur Folge hat, die vom Menschen in Kauf genommene Zerstörung seiner Umwelt und einen terroristischen Akt. So gesehen enthalten alle drei Sätze menschgemachte Verwüstung.

Einen noch weiteren Blick in diese Zukunft wagt „The [uncertain] four seasons“, die unsicheren oder nicht selbstverständlichen vier Jahreszeiten. Der Komponist Hugh Crosthwaite schuf mit Künstlicher Intelligenz und in Zusammenarbeit mit den Werbeagenturen AQKA und Jung von Matt eine angepasste Version von Vivaldis „Vier Jahreszeiten“. Diese Fassung überträgt Hochrechnungen der Klimaentwicklung in die Musik Vivaldis. Entlang des „RCP 8.5 Szenarios“ übersetzen die Algorithmen das Jahr 1725 ins Jahr 2050. Dabei driftet die Idylle ins Apokalyptische. Die Sonne brennt heißer, die Vögel sind verstummt, Stürme heftiger geworden, Seen ausgetrocknet, sodass im Winter niemand auf dem Eis Schlittschuh läuft. Mahnend heißt es auf der Website: „Composed by humanity“.

Der Vogel als musikalischer Botschafter der Natur

Aus all den musikgewordenen Schilderungen und Erlebnissen sticht über die Jahrhunderte ein Wesen besonders heraus: der Vogel. Als wären sie von der Natur höchstselbst als Botschafter in Amt und Würden gekleidet. Bereits im Mittelalter begegnet man musikalischen Imitationen von Vögeln. Der Kuckuck wird dabei meist mit einer fallenden kleinen oder großen Terz dargestellt. Die Nachtigall trillerte bei



Gustav Mahler in den Bergen in der Nähe von Toblach. Dort komponierte er seine 9. Sinfonie.

Claudio Monteverdi in dessen Madrigal „Dolcissimo uscignolo“ und bei Heinrich Ignaz Franz von Biber in dessen „Sonata representativa“. Vivaldi setzte dem Distelfink mit dem Flötenkonzert „Il Gardellino“ ein musikalisches Denkmal.

Deutlich umfassender beschäftigte sich später der passionierte Ornithologe und Komponist Olivier Messiaen mit den Vögeln und erstellte gleich einen ganzen „Vogelkatalog“. Denn, so schrieb Messiaen zur Einführung in sein Werk, er zöge Jahr für Jahr „mit Bleistiften, Radiergummis, Notenpapier, Zeichenblock und einem riesigen Feldstecher bewaffnet los auf der Suche nach meinen Lehrern“. Für Messiaen waren Vögel „die größten Musiker, die

Sibelius vertont den gleichmäßi- gen Rhythmus des Flügelschlags von Wildschwänen

unseren Planeten bewohnen“.

Zu den musikalischen Naturforschern des Nordens gehört Jean Sibelius. Er lässt nicht nur in seinem berühmten Englischhornsolo aus dem „Schwan von Tuonela“ die schwimmenden Vögel

auftreten, in der fünften Sinfonie beschreibt der Schlusssatz die Beobachtung von Wildschwänen. Sie flogen über den Tuusulanjärvi, den See nahe Ainola, wo Sibelius mit seiner Familie abgeschieden vom Großstadttreiben lebte. Sibelius vertont den gleichmäßigen Rhythmus ihres Flügelschlags ruhig und mit großer Geste.

Mit „Luonnotar“ stellt Sibelius sogar eine musikalische Fassung der Genesis des finnischen Kalevala vor. Luonnotar bedeutet aus dem Finnischen übersetzt „Tochter der Natur“. Es ist die Geschichte über eine „Tochter des Himmels“, die, vom Wind geschwängert, über 700 Jahre lang das Kind nicht gebären kann. Es gibt noch kein Land. Luonnotar schwimmt im Wasser und treibt durch die See. In Sibelius Vertonung hebt und senkt sich die Musik

in schnellen Bewegungen wie ein ewig sturmgepeitschtes Meer. Derweil erzählt ein Sopran, in Schmerzen ruft die Schwangere den Gott Ukko an, er möge ihr das Leid nehmen. Ukko entsendet einen Vogel, der ein Ei in ihren Schoß legt. Das Ei zerspringt und aus ihm wird das All: Die obere Schale bildet die Himmelsdecke, das Eigelb die Sonne, das Eiweiß den Mond und aus den Splittern „ersprießt das Sternenheer“. Der Vogel als Weltenbringer. Nun hat Luonnotar feste Materie um sich und gebiert schließlich Väinämöinen, dessen magischer Gesang das Leben auf Erden bringt.

Musik als evolutionäres Produkt

Zwischen der Kunst und der Natur gibt es eine entscheidende Gemeinsamkeit: Sie entwickeln sich beide entlang ihrer Umwelt und bauen aufeinander auf. Musik entsteht immer im Prozess. Sie ist nie einfach da. Es gibt keine Substanz Musik. Sie ist also eine Entwicklung, eine ständige Metamorphose, ganz wie die Organismen auf der Welt. Und so steht am Ende auch die Musik unter dem Zeichen der Evolution. Das evolutionäre Prinzip besagt, dass sich Organismen abhängig von ihrer Umwelt entwickeln.

Für Musik gilt das Gleiche. Musik und Umwelt sind untrennbar miteinander verknüpft. Ganz wie Pan nach dem Schilf greift, hineinbläst und im Klang der Röhren schwebt, um darüber seiner Geliebten zu entsagen. Der antike Mythos deutet an, dass Musik seit jeher das Wundern über die Natur enthält, das Wundern über die Schöpfungen der Natur, seien es die Proportionen der Obertonreihe, sei es Natur in Tönen zu malen, sei es die Naturerfahrung zu vertonen. Musik enthält immer eine Empfänglichkeit für die Natur. ■

Kleine Menschen betrachten ein Naturschauspiel:
Johann Christian Dahlans Gemälde zeigt mit dem
Ausbruch des Vesuvs 1820 das Erhabene.



Foto: Archiv